

Cornelie Dietrich:
Zur Sprache kommen. Sprechgestik in
jugendlichen Bildungsprozessen in und
außerhalb der Schule.

Rezension von *Thorsten Fuchs*



Thorsten Fuchs

Die Bedeutung der Sprache als menschliches Kommunikationsmittel, das dem Austausch von Informationen dient und kognitive wie affektive Funktionen erfüllt, ist auch unter pädagogischen Gesichtspunkten kaum zu überschätzen. Das zeigt sich im Rückblick auf die Geschichte pädagogischen Denkens und Handelns sowie in aktuellen Diskussionen – zumal dort, wo mangelnder Schulerfolg an fehlenden sprachlichen Kompetenzen und Sprache als Grundvoraussetzung für Bildungserfolg, gesellschaftliche Teilhabe und Chancengleichheit festgemacht wird. Hier wird sie als Voraussetzung und *Instrument der Bildung* offensichtlich. Sie ist aber auch *Medium der Bildung* und dient der Vermittlung von Ich und Welt, in der sich Prozesse der Selbstartikulation und Selbstentfremdung, des Verstehens und Missverstehens, der Inklusion und Exklusion vollziehen. In gesprochener Form ist Sprache dabei eng an die Artikulationsorgane, wie Kehlkopf, Zunge oder Zahndamm, und vor allen Dingen an den Leib als Ausdrucksorgan gebunden. Diese materialleibliche Seite der Sprache erfährt seit einiger Zeit intensivere Aufmerksamkeit, v.a. in der Philosophie, der Sprach- und der Theaterwissenschaft. In pädagogischen Fragestellungen bleibt sie bislang aber weitestgehend unberücksichtigt – und das, obwohl gerade in der Jugendphase mit Sprache gespielt, sie extensiv ausgereizt wird und ihr hier ein auffallend größeres Gewicht zukommt als in den alltäglichen Redeweisen von Erwachsenen.

In diesem Interessenfeld zentriert *Dietrich* ihre Arbeit über das „spezifisch jugendliche Sprechen“ mit seinem ganzen „Kosmos von Sprach- und Sprechphänomenen“ (S. 10) und fragt nach dem Bildungssinn jugendsprachlicher Phänomene. Aus einer pädagogischen Perspektive geht es ihr gleich um mehrere Aspekte: (1.) die Klärung der Entstehung der als typisch jugendlich deklarierten Sprachmerkmale, (2.) das verkörpernde Reden und den material-medialen Charakter der Sprache, (3.) die Berücksichtigung verschiedener Bildungskontexte Jugendlicher und (4.) die differenzierte Analyse jugendlicher Sprechstile in Auseinandersetzung mit Phänomenen sozialer Ungleichheit. Zur Ana-

Cornelie Dietrich (2010): *Zur Sprache kommen. Sprechgestik in jugendlichen Bildungsprozessen in und außerhalb der Schule*. Weinheim/München: Juventa, 231 Seiten, ISBN 978-3-779-90714-5.

lyse dieser Aspekte konzipiert *Dietrich* eine zweigeteilte Untersuchung, mittels derer sie „die beiden nicht sehr verbundenen Felder bildungstheoretischer und empirischer Forschung aufeinander zu beziehen“ (S. 10) versucht. Zuerst generiert sie anhand verschiedener Ansätze – von *Wilhelm von Humboldts* bildungs- und sprachtheoretischen Ausführungen bis hin zu den kommunikations- und medienphilosophischen Analysen *Vilém Flussers* – eine ästhesiologische Theorie des Sprechens und „eine eigene Ausarbeitung des Begriffs der Sprechgeste“ (S. 16). Anschließend werden methodische Überlegungen, die Beschreibung des Forschungsdesigns sowie die ethnografische Anlage der Untersuchung präsentiert. Zusammengenommen ergeben sich so bildungstheoretisch fundierte und empirisch differenzierte Explikationen von Sprechgesten, die systematisch-vergleichend sowie lebensphasen- und schulartspezifisch zur Darstellung gebracht werden.

Im Theorieteil (Kapitel 2-3) referiert die Autorin mit *Humboldts* Bildungs- und Sprachtheorie einen allgemeinen Zugang zur Ästhesiologie der Sprache, mit dem bereits die Interdependenz von Sprechen und Denken betont wird und eine Aufmerksamkeit auf Lautlichkeit sowie Leibgebundenheit menschlicher Rede erfolgt. Die produktive Weiterführung dieser Einsichten für ein umfassenderes Verständnis der Materialität der Sprache sieht sie dann jedoch insbesondere im Umfeld solcher Forschungen, die gesprochene Sprache als Handlung im sozialen Vollzug verstehen. Es ist der in den Kultur- und Sozialwissenschaften manifeste Diskurs um die Theorie des Performativen mit der Betonung von Ritualen und kulturellen Aufführungspraktiken, der durch die Verknüpfung von Sprach- und Körperlichkeit sowie die Fokussierung auf nicht-rationale, unbewusste und unverfügbare Anteile der gesprochenen Sprache entscheidende Impulse im Rahmen ihrer Theorieentwicklung liefert. Mit dem dabei generierten Begriff der Sprechgeste fasst die Autorin das Phänomen der ‚verkörperten Sprache‘ dann auch genauer, wobei das durchaus auch ‚Klassiker‘ der Linguistik leisten könnten. Auf linguistische Traditionsbestände jedoch weitestgehend verzichtend stellen Sprechgesten für sie die materiale Seite des immateriellen Wort-, Satz- oder Textsinnes dar. Dabei sind es gerade so genannte Gesten der Differenz, die im Verlauf des Argumentationsgangs größere Beachtung finden: Diese verhindern den Zugang zu bestimmten Gruppen und erschweren einen sozialen Aufstieg. Deshalb bringt *Dietrich* schließlich eine auf soziale Differenzen hin ausgelegte Ausformulierung der Sprechgesten hervor. Am Ende dieser dichten und theoretisch anspruchsvollen Ausführungen steht eine zusammenfassende Präzisierung des Begriffs der Sprechgeste, welche dem pädagogischen Interesse an einem umfassenden Verständnis der Bedeutung von sprechgestischen Handlungen in Bildungsprozessen folgt.

Der empirische Teil (Kapitel 4-6) beginnt mit methodischen Reflexionen und stellt das Repertoire der Auswertungsschritte vor. Besonders betont wird die Beachtung prosodischer Merkmale (etwa Tonhöhe und Lautstärke) und Komponenten (Akzent oder auch Tempo), die in dreizeilig vorgenommenen Transkriptionen neben dem Text als Intonation und Deskription berücksichtigt werden. Durch diese besondere Aufmerksamkeit versucht *Dietrich*, das jugendliche Experimentieren mit der Sprache angemessen abzubilden und einer feinsinnigen Interpretation zugänglich zu machen. So erfolgt in einem ersten Teil eine ‚dichte Beschreibung‘ von außerschulischem Kommunikationsgeschehen. Hier nimmt *Dietrich* insofern eine dezidiert ethnografische Perspektive ein, als sie das Ziel verfolgt, „möglichst unverfälschte alltägliche Sprechhandlungen“ (S. 100) zu erheben, um so die sprachlichen Übergänge in die Adoleszenz und „das Grenzgebiet zwischen sprachlichen Erfahrungsweisen von Kindern einerseits, von Jugendlichen andererseits“ (S. 115) zu untersuchen. Durch den direkten Vergleich freier Reden von Kindern der sechsten Klasse

mit älteren Jugendlichen der Hauptschule und des Gymnasiums werden die Besonderheiten der sprachlichen Weltzugänge und die Entstehung des Neuen im Sprechen Jugendlicher ersichtlich. Die Analysen zeigen insbesondere auf, wie das Sprechen im Jugendalter zum eigenen Erfahrungsraum wird. Dass zuweilen auch Kinder ein solches Spiel mit sprachlichen Lauten vornehmen, um von anderen gehört und gesehen zu werden, wird dabei keineswegs negiert. Das Jugendalter – so der Befund – ist aber in dieser Hinsicht gerade durch die Erosion der Sicherheit konstituiert, „dass alles, was man sagen will, auch sagbar ist“ (S. 154). Während Kinder demnach noch nicht zwischen einer erlebten Situation und ihrer sprachlichen ‚Darstellung‘ zu unterscheiden wissen, beginnen Jugendliche zwischen dem aktuellen Tun oder Erleben und der Kundgabe desselben zu unterscheiden. Es sind so gerade Aspekte der zumeist in entwicklungspsychologischer und -pädagogischer Literatur konturierten Logogenese, die *Dietrich* hier anführt, sprechgestisch wendet und mit denen sie so das ‚Neue‘ im Sprechen des Jugendalters betont.

Im Mittelpunkt des zweiten empirischen Teils stehen die instituierten Gesten, denen Jugendliche in der Schule begegnen, so dass hier ein Perspektivenwechsel von der individuellen auf die interaktive und institutionelle Ebene erfolgt. Die leitenden Fragen richten sich auf den Aufbau und die sprachliche Ordnung, die durch die Lehrer/innen präsentiert werden. Schüler/innen sind hier weniger Akteure, sondern vielmehr Empfänger von Sprechgesten. Vor allen Dingen interessiert sich *Dietrich* für die kleinen alltäglichen Sprechgesten und signifikanten Differenzen zwischen der Hauptschule und dem Gymnasium, weshalb ein Vergleich zwischen diesen Schultypen vorgenommen wird. Dies intendiert zum einen die Rekonstruktion von je typischen Sprechkulturen bzw. -aufführungen im Unterricht. Zweitens soll die Beschreibung der Auffälligkeiten mit der Frage nach einer Reproduktion sozialer Ungleichheit in und durch die Schule verbunden werden. Als Basis dienen Sprechformen, die in jedem Unterricht vorkommen: Fragen und Aufträge an die Schüler/innen, Kommentare zu Schüleräußerungen sowie Disziplinierungen. Die anhand von verschiedenen Unterrichtssequenzen gewonnenen Einsichten werden ausführlich interpretiert und lassen die schon zu erwartenden Differenzen klar hervortreten. So kann die Autorin etwa deutlich machen, dass es Lehrkräfte in der Hauptschule scheinbar vehement vermeiden wollen, ihre Schüler/innen zu überfordern. Sie passen sich in der Bereitstellung ‚niedrigschwelliger Angebote‘ sprachlich den Jugendlichen an und greifen auch auf verschiedene Formen institutionalisierter Fürsorge zurück. Im Gymnasium hingegen wird vielmehr durch einladend-fragende Aufforderungen sprechgestisch artikuliert, dass ein Vertrauen in die Fähigkeit, die Motivation und das Interesse der Schüler/innen besteht, sie aber letztlich selbstverantwortlich für ihr Agieren sind. Auch für den Bereich der Kommentierung von Schüleräußerungen und die Disziplinierung stellt *Dietrich* derartige Unterschiede fest. Im Gymnasium fallen u.a. Kommentare zu Schüler/innenäußerungen seltener und kürzer aus als in der Hauptschule, zudem dienen Disziplinierungen der Sicherstellung einer gleichmäßigen Konzentration auf den Unterrichtsgegenstand. In der Hauptschule richten sich die Schüler/innenäußerungen häufig direkt auf die Person, Disziplinierungen sind Aushandlungen und fokussieren eine dem eigentlichen Unterrichtsgeschehen vorgelagerte allgemeine Verhaltensordnung. Dabei diagnostiziert *Dietrich* eine bemerkenswerte Ambivalenz: Da die Hauptschullehrer/innen in ihrer Sprechgestik eine größere Familiarität an den Tag legen, enthalten sie strukturell betrachtet ein weit aufgefächertes Spektrum an emotionalen Färbungen. Wenn Fragen im Unterricht dann jedoch so gestellt werden, dass gar kein Raum für Antworten entstehen kann oder man sich zugleich zurückgewiesen fühlen dann werden ungestörte Zuwendungen zur Sache im Kern

vereitelt und Schüler/innen von dem abgehalten, wozu der Unterricht sie zu befähigen beabsichtigt.

Kapitel 7 rekapituliert den Ertrag der Studie und den pädagogisch-bildungstheoretischen Gehalt. Letzteren erblickt *Dietrich* im sensiblen Umgang mit der „Vieldeutigkeit des Gestischen“ (S. 209) als eine notwendige und stark zu machende Alternative gegenüber einer auf Eindeutigkeit abzielenden und jede Art von privatsprachlichen ‚Eigenheiten‘ vermeidenden Sprache – hier kommt somit erneut die Dialektik von instrumenteller und materialer Sprache zur Geltung. Nicht die Ausrichtung an einem formulierten Standard, sondern eine gelebte Mehrdeutigkeit wird bildungstheoretisch betrachtet als bedeutsam erklärt, da dies das Individuum in den Stand versetzt, sich in das gesellschaftlich Gegebene einzufügen, selbst Ordnungen herzustellen, sie wieder zu öffnen und in Frage stellen zu können. Als geboten und dringlich kann es damit verstanden werden, die im Jugendalter zu Bewusstsein kommende Trennung zwischen sprachlicher Darstellung und Dargestelltem pädagogisch zu unterstützen und die Aufrechterhaltung dieser Differenz am Leben zu erhalten.

Vom Interesse an der Materialität des Sprechens ausgehend entwickelt *Dietrich* eine theoretisch aufschlussreiche und empirisch anregende Studie. Gerade durch die methodische Ausarbeitung gelingt es, eine innovative Erweiterung qualitativ-empirischer Analysen zu Bildungs- und Entwicklungsprozessen im Jugendalter vorzunehmen, mit denen Befunde zur Logogenese sowie zur Produktion sozialer Ungleichheit im neuen Licht erscheinen und in Bezug auf Sprechgesten diskutiert werden. Allerdings ist festzustellen, dass nicht alle Interpretationen auf Basis der Transkriptionen ‚sichtbar‘ gemacht werden können. Manches – das räumt die Autorin selbst ein – ist nur latent hörbar, anderes wiederum wohl auch durch die direkten Beobachtungen in den Klassenräumen entstanden. Der Anspruch einer alleinigen Rückführung der Interpretationen auf die dreizeilig vorgenommenen Transkriptionen ist insofern problematisch und lässt die Frage berechtigt erscheinen, wieso nicht ein größeres Spektrum an Forschungsmethoden gewählt und das ethnografische ‚Design‘ ausbuchstabiert wurde. Zumindest hätte die Relevanz der vor Ort gemachten Beobachtungen reflexiv stärker eingeholt und in den Interpretationen ergiebiger berücksichtigt werden können – nicht nur in einigen Fußnoten. Auch lassen sich gewisse Vorbehalte gegenüber dem Anspruch vorbringen, mit dem ersten Teil der empirischen Untersuchung jugendliche Sprechgesten ‚außerhalb der Schule‘ in den Blick zu nehmen. Denn immerhin erfolgten doch auch diese Peergroup-Kommunikationen in der Institution Schule, wenngleich auch nicht im Rahmen eines Lehrer-Schüler-Dialogs. Müsste aber nicht auch versucht werden, jugendliches Sprechen ganz abseits der Schule in Jugendclubs oder auch Cliquen zu untersuchen, damit die Unterscheidung von „schulisch“ und „außerschulisch“ im eigentlichen Sinne zum Tragen kommt? Diese knappe Kritik ändert nichts am Resultat der lesenswerten Arbeit. Vielmehr macht sie deutlich, dass die Forschungsperspektiven, durch die Kindheits- und Jugendforschung, Allgemeine Erziehungswissenschaft sowie eine im weitesten Sinne an Sprache, Performanz und Ästhetik interessierte Forschung produktive Verbindungen eingehen können, es wert sind, weiterhin verfolgt zu werden. Von zukünftiger Forschung zu diesem Feld wird es demnach auch abhängen, die aufschlussreichen Einsichten von *Cornelie Dietrich* zu vertiefen und mit weiteren Themen zu verbinden.

Rezension

Karim Fereidooni: Schule – Migration – Diskriminierung. Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen

Rezension von *Antonietta P. Zeoli*



Antonietta P. Zeoli

Obwohl der Anteil der Jugendliche mit Migrationshintergrund etwa ein Viertel der jugendlichen Bevölkerung ausmacht, gibt – so *Karim Fereidooni* – noch nicht genug Druckmechanismen auf Politik, die „eine Veränderung der schulischen Rahmenbedingungen“ zugunsten Bildungsbenachteiligte herbeiführen könnten. Der Autor beschreibt zunächst detailliert die unterschiedlichen Schulbedingungen von Lerner/innen mit und ohne Zuwanderungsbiographie. Seine zu Beginn der Abhandlung formulierte Annahme, dass die fakultative sprachliche Förderung von Kindern mit Zuwanderungsgeschichte und die fehlende Wertschätzung des Bildungswertes ihrer Herkunftssprachen an deutschen Schulen Teilursachen für die Bildungsbenachteiligung allochthoner Schüler/innen sind, ist der rote Faden, der durch die Studie führt.

Zunächst beschreibt *Fereidooni* den Stand der wissenschaftlichen Forschung zum Themenbereich „Bildungsdiskriminierung“. Er geht konsequent der Fragestellung nach, inwiefern eine Verknüpfung von Bildungsforschung und Bildungspolitik im Laufe der letzten 20 Jahren geführten Integrationsdebatte und Bildungsdesiderate gelungen ist. Seine These, dass „nicht nur Ungleichbehandlung, sondern auch Gleichbehandlung aller Schüler ohne Berücksichtigung ihrer speziellen Voraussetzungen zu Bildungsbenachteiligung“ (S. 26) führen kann, denkt er konsequent zu Ende.

Die internationale Grundschul-Lese-Untersuchung (IGLU) und die PISA Studie aus dem Jahr 2006, so der Autor, lassen Grund zur Annahme, dass es deutschen Lehrpersonen „nicht gelingt [...] Schüler mit Migrationshintergrund angemessen zu fördern, so dass Kinder ebensolchen Hintergrund deutlich schlechtere Ergebnisse im Lesen erzielen als deutschstämmige Kinder“ (S. 55). Der monolinguale Habitus der deutschen Grundschule, das dreigliedrige Schulsystem, Homogenitätsdenken im allen Bereichen der Elementarerziehung sowie populistische Darstellungsweisen der Erfolge bzw. Misserfolge

Karim Fereidooni (2010): Schule – Migration – Diskriminierung. Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen. Wiesbaden: VS Research Verlag, 177 Seiten, ISBN 978-3-531-17635-2.

von Zuwander/innen im deutschen Schulsystem lassen Schule in einer Gesellschaft der Vielfalt scheitern.

Im Rahmen seines Vorhabens gelingt es nachvollziehbare Reformvorschläge für ein gerechteres deutsches Schulsystem vorzulegen. Er untersucht familiäre Paradigmen, die Bildungs(miss)erfolg bedingen. Dabei beschreibt er u.a. das Bildungskapital zugewandelter Familien. Unter Berücksichtigung politischer Fragen nach Finanzierung einer Bildungsreform gelingt es *Fereidooni* interessante wie sachdienliche Ideen vorzulegen. Er zeigt vor Allem Möglichkeiten einer strukturellen Veränderung von Schule im Bereich der Primar- und Sekundarstufen, auf. Neben intensiver individueller Förderung schlägt der Autor eine spätere Selektion vor. In der Annahme, homogene Gruppen seien die idealtypische Lernsituation, selektiere das deutsche Bildungssystem frühzeitig. Dem setzt er das Prinzip der systemischen Unterstützung entgegen. Überzeugend thematisiert er das Heterogenitätspostulat sowie das methodische Prinzip der Binnendifferenzierung bis hin zu konsequent evaluativen Maßnahmen als Gelingbedingungen einer Schule der Vielfalt.

Schulen sind weit von einem multilingualen Habitus oder/und Heterogenitätsdenken entfernt. Positive Synergieeffekte der Interaktion von Herkunfts- und Zweitsprache müssen für den Schulerfolg der Lerner/innen genutzt werden. Der Autor spricht von einer „prozeduralen“ Schulreform und von bilingualen Erziehungsstrategien als Phänomen der „Transmigration“, die Globalisierung mit sich bringt.

Die Schulleistungsstudien beschreiben die schulische Situation zu Genüge. Politik habe die Notwendigkeit zu Handeln erkannt, setzte allerdings naheliegende Schritte nicht in strukturelle systemische Reformen um. Interkulturelles Wissen müsse, den Ausführungen des Autors zu folge, in den regulären Kanon der erziehungswissenschaftlichen Studien übergehen. Die Diversifizierung der Lehrerschaft könnte einen Beitrag dazu leisten, institutioneller Diskriminierung vorzubeugen und der Gleichstellung von Migrant/innen im System Schule ein „Gesicht zu geben“. Bildungs- und Sozialpolitik muss in Zukunft gezielt miteinander verknüpft werden. Bildung ist der von *Fereidooni* angenommene Präventionsfaktor vor Arbeitslosigkeit und Armut.

Aus seiner Datenfülle leitet er Folgerungen für eine großangelegte Schulreform ab. Die differenzierte Untersuchung gibt eine Fülle von Hinweisen, die zu einer „gerechteren Schule für alle“ führen könnte. Gelungene Ansätze auch im Bereich der Lehrerbildung werden ausgespart. Des Weiteren zeigt *Fereidooni* nachvollziehbar das Scheitern einer zu „vorsichtigen Schulpolitik“ (S. 137ff.) der letzten zwanzig Jahre auf. Die Risiken einer Politik ohne partizipativen Input der Betroffenen ließen sich zweifelsohne aus den analytischen Erkenntnissen des Autors ableiten. Der Bezug zur Praxis bleibt etwas kursiv, so dass auch die Empfehlungen an Politik und Pädagogik kaum auf die alltägliche Arbeitsgestaltung eingehen. Das Selbstbild der Lehrkraft in einer sich wandelnden Schülerschaft sowie Aspekte des Diversity Management im Bereich der Schulaufsicht mussten ausgespart werden. Weitere Betrachtungen in diesem Themenfeld wären auch kaum zu leisten, denn hier bedarf es spezieller Analysen, die den Rahmen dieses Werkes sprengen würden.

Es ist ein wichtiges Buch um Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen nachzuspüren, ohne die Betroffenen in einer „Opfersituation“ zu belassen. Durch die systematischen Abhandlungen zum jeweiligen Erkenntnisstand zu den einzelnen Themenkomplexen dient dieses Buch einer detaillierten Wissensvermittlung. *Fereidooni* hat mit diesem Buch einen wichtigen Beitrag zu einer sich weiter differenzierenden Forschung einer Schule der Vielfalt geleistet.